

Allitera Verlag

INGEBORG HÖVERKAMP lebt seit ihrem 13. Lebensjahr im Raum Nürnberg. Sie studierte Anglistik und Geschichte in Erlangen und war bis 1990 im Schuldienst tätig. Sie ist freie Autorin und Leiterin einer Schreibwerkstatt. 1991 wurde sie vom Freien Deutschen Autorenverband für ihre Lyrik ausgezeichnet, 1997 folgte der Elisabeth-Engelhardt-Literaturpreis. Zahlreiche Veröffentlichungen, unter anderem: »Elisabeth Engelhardt – eine fränkische Schriftstellerin« (1994), »Zähl nicht, was bitter war ...« (Roman, 2001) sowie die Anthologie »Nie wieder Krieg! Die Schicksalsjahre 1933 bis 1949« (Allitera 2007).

Von der Trümmerstadt zur Frankenmetropole

Nürnberg 1945 bis heute

Herausgegeben von Ingeborg Höverkamp

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

November 2011
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2011 Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung: Buch&media GmbH, München
Herstellung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Titelbilder: Henkersteg und Burg in Nürnberg © Bastian Ott, fotolia
Der Nürnberger Hauptmarkt 1945 © privat
Printed in Europe · ISBN 978-3-86906-174-0

Schöner denn je
Wiedererstanden aus Trümmern und Asche
Ist unsre Stadt,
Gänzlich geräumt und vergessen ist Schutt,
Gänzlich vergessen auch sind,
Die da verkohlten,
Ihr Schrei
Aus den Flammen.

Max Frisch
»Biedermann und die Brandstifter«, 1958

Inhalt

<i>Hermann Glaser</i> Vorwort	9
<i>Siglinde Aster</i> Rückkehr nach Nürnberg und Neuanfang	13
<i>Günther Baum</i> Der Plärrer im Wandel oder: Erinnerungen machen auch vor dem Plärrer nicht halt	25
<i>Wolfgang Buhl</i> Meine Nachkriegszeit im Raum Nürnberg-Erlangen	29
<i>Michael Deyle</i> Streiflichter auf die Königstraße	36
<i>Theodor Ebert</i> Epelein von Gailingen und ein Rendezvous	52
<i>Elisabeth Engelhardt</i> Eine Stadt wie jede andere? Nürnberg aus der Perspektive einer Pendlerin	61
<i>Norbert Feierabend</i> Eine Bratwurstgeschichte	66
<i>Hermann Glaser</i> Meine Stunde null	71
<i>Siegfried Grillmeyer</i> »Mittendrin am Rande«. Das Caritas-Pirckheimer-Haus im Wandel der Zeit	77

<i>Ingeborg Höverkamp</i>	
Nürnberg von 1945 bis heute	86
<i>Fitzgerald Kusz</i>	
gostenhof-blues	136
<i>Rainer Lindenmann</i>	
Vom Nebensender Nürnberg zum Studio Franken	138
<i>Georg Masnitzka</i>	
Nürnberg damals und heute aus der Sicht eines Spätaussiedlers	151
<i>Brigitte Pothmann</i>	
Der Sinnwellturm	160
<i>Willy Prölß</i>	
Der Kampf um Nürnberg und der Einmarsch der Amerikaner in Nürnberg am 20. April 1945	166
<i>Uta Reiff</i>	
1946: Besuch in der zerstörten Noris	175
<i>Rosemarie Schmidbauer</i>	
Kriegsende	180
<i>Robert Unterburger</i>	
Dürer und der Kommerz	182
<i>Adelheid Zogel</i>	
Trümmerlandschaft 1946	189
Abbildungsnachweis	192

Hermann Glaser

Vorwort

Die damnatio memoriae, in der Geschichte immer wieder anzutreffen, will Erinnerung zerstören, vor allem die immaterielle Fortexistenz Geächteter – handle es sich um Ketzer oder Könige – in der Zukunft verhindern. Schon die alten Ägypter entfernten die Namen mancher von der Nachwelt abgelehnten Pharaonen auf Bauwerken und Stelen. »Es funktionierte nicht, denn bis heute kennt man Hatschepsut oder Echnaton, die jener postmortalen Auslöschung zum Opfer fallen sollten. Im Gegenteil, man weiß mehr von ihnen, als von den meisten anderen Pharaonen, was auch bedeutet, dass die damnatio memoriae in Wirklichkeit eine Revitalisation war.« (Kurt Kister)

Es gibt aber auch jenseits der absichtsvollen Zerstörung von missliebiger Tradition, wie sie etwa Hitler und Stalin mit Hilfe ihres Staatsapparats betrieben (vor allem, was die Erinnerungen an Menschenrechte und Menschlichkeit betraf), einen schleichenden Verlust von Vergangenheitsbewusstsein, besonders dann, wenn verflossene Zeiten individuell oder kollektiv schlimme Zeiten gewesen sind, oder aus anderen Gründen, etwa weil sie mit Fehlverhalten und Schuld verbunden sind. Erinnerungskultur bedeutet, sowohl bei Trauer- als auch Stolzarbeit, möglichst »rücksichtslos« vorzugehen, also sich nicht von Vorurteilen und falschen Nachurteilen leiten zu lassen, sondern sich um Objektivität zu bemühen.

Dazu kommt, ergänzend, manchmal kontrastierend, der »objektive Faktor Subjektivität«, etwa bei oral history. Persönliche Eindrücke von dem, was geschah und für dessen Richtigkeit man sich nicht immer verbürgen kann, von dessen Wahrheit man jedoch überzeugt ist, erweisen sich als wichtige Quellen. Verdrängung und Verleugnung des Geschehenen oder gar ideologische Zensur haben keine Chance gegenüber dem Ich, wenn dieses sich in seiner Identität (seinem Bei-sich-selbst-sein) frei entfalten kann. Erfah-

rungen und Erlebnisse von einst werden vergegenwärtigt, um aus der Herkunft für Gegenwart und Zukunft Kraft und Klugheit zu schöpfen. Biedermänner, die sich mit Brandstiftern verbinden, wollen stattdessen, so Max Frisch in dem diesem Buch vorangestellten Zitat, dass man vergisst, vor allem »die da verkohlten« mit ihren »Schreien aus den Flammen«. Günter Eich setzt dem »Wachheit« entgegen:

»Ah, du schläfst schon? Wache gut auf, mein Freund!
Schon läuft der Strom in den Umzäunungen, und die Posten
sind aufgestellt.«
Nein, schlaft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig
sind!
Seid mißtrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben für euch
erwerben zu müssen!
Wacht darüber, daß eure Herzen nicht leer sind, wenn mit der
Leere eurer Herzen gerechnet wird!
Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund
nicht erwartet!
Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!«

Auf die Stadt Nürnberg übertragen: Ingeborg Höverkamp hat Texte der Erinnerung zusammengestellt, die mit ihren unterschiedlichen Themen Erinnerung an Zeiten wachhalten, die für viele, vor allem Jüngere, vergessen sind – ein wichtiges Mittel gegen das Einschlafen der Vernunft. Die *damnatio memoriae* hat in einem freiheitlichen Staatswesen zwar ausgespielt, aber die Amnesie droht einer Gesellschaft immer und überall. Erinnerungslosigkeit und Gedächtnis-schwund werden am besten dadurch bekämpft, dass man denjenigen, die als Zeitzeugen bereit und in der Lage sind, aufzuschreiben, was sie erlebt haben, die Möglichkeit dazu gibt. Anthologie bedeutet vom Wortursprung her »Blumenlese«. In den Verwüstungen des Kriegs und in der nachfolgenden Trümmerlandschaft waren Blumen nur spärlich zu finden; aber deutlich wird in vielen Beiträgen, wie neues Leben aus den Ruinen erblühte. Die Not, aber nicht nur diese, wird durch Ansprechen und Aussprechen für Überlebenskraft »nutzbar« gemacht. Zwar meint Faust bei Goethe: »Lass das

Vergangene vergangen sein« und manchmal muss man in der Tat, um sich für Gegenwart und Zukunft frei zu machen, Vergangenes vergessen; aber letztlich sollte man es, damit Menschlichkeit sich entfalten kann, besser mit Konfuzius halten, der sagt: »Erzähle mir die Vergangenheit und ich werde die Zukunft erkennen.«

Hermann Glaser,
Nürnberg im August 2011

Siglinde Aster

Rückkehr nach Nürnberg und Neuanfang

Endlich war es soweit. Nach sieben Jahren Evakuierungszeit in einer ländlichen Kleinstadt bei Bamberg stand jetzt die Rückkehr unserer Familie nach Nürnberg an. Ab September 1950 war die neue Wohnung am Hasenbuck zu beziehen.

Mein Vater war im April 1948 als Spätheimkehrer aus der französischen Gefangenschaft zurückgekommen. Seinen Arbeitsplatz bei der Post in Nürnberg bekam er sofort wieder und konnte als Untermieter bei seiner Schwester am Nordostbahnhof wohnen. Aber uns, Mutter, Großmutter und mich, die wir auf dem Land untergekommen waren, konnte er nur alle zwei Wochen besuchen. Sein Dienst dauerte von Montagfrüh bis Samstagabend und nur jeden zweiten Samstagnachmittag hatte er frei. Also musste eine Lösung gefunden werden, denn das war kein Dauerzustand. Nach all den schweren Jahren der Trennung wollten wir endlich alle wieder zusammenleben.

Vorsichtig wurden die ersten Pläne geschmiedet. »Was haltet ihr davon, wenn wir für immer auf dem Land bleiben und Vater lässt sich zur Post nach Bamberg versetzen?« fragte meine Mutter. Bamberg war die nächstgrößere Stadt, und somit hätte er täglich nach Hause fahren können. »Das würde ich auf keinen Fall tun, überlegt euch das wirklich gut«, warnte uns die Tante in Nürnberg. Für die Verwandten auf dem Land war es eine Selbstverständlichkeit, dass mein Vater an den freien Samstagnachmittagen bei der Ernte oder bei anderen anfallenden Arbeiten mithalf. Auch meine Mutter arbeitete – fürs Essen und Wohnen – am Feld und im Haus mit.

Gefiel Mutter mittlerweile das ländliche Leben oder scheute sie sich womöglich vor einem Umzug und dem damit verbundenen Neuanfang? Vielleicht hatte sie aber auch noch die schlimmen Bilder bei unserem Besuch in Nürnberg, kurz nach Kriegsende, vor Augen.

Für dringende Erledigungen bei Behörden war eine Fahrt nach Nürnberg notwendig. Wir brauchten vor allem auch Bezugsscheine für zwei Betten und einen Kleiderschrank und wollten auch unsere Verwandten und Freunde wieder einmal sehen.

Nürnberg war 1945, nach Dresden, die am meisten von Bomben getroffene Stadt in Deutschland, vor allem die Altstadt war vollkommen zerstört. Die Kunstschatze aus Museen und Kirchen konnten im Kunstbunker im Nürnberger Burgberg rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden. Von der schönen Lorenzkirche aber standen nur noch die Türme.

Zum Aufräumen der enormen Trümmernmassen waren nicht nur die sogenannten Trümmerfrauen, sondern auch Kinder und die ersten Kriegsheimkehrer verpflichtet worden – der Wiederaufbau sollte möglichst zügig vorangehen. Die Evakuierten wollten wieder zurück und viele Nürnberger hausten noch in den Ruinen. Auch Mutters Freundin wohnte in solch einer Notunterkunft. Ich habe noch die Treppe vor Augen, provisorisch aus Backsteinen und Brettern, über die wir in ihre notdürftige Behausung in den ersten Stock hinaufkletterten. Aber auch die Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem Osten brauchten dringend Wohnungen.

Den Gedanken, für immer auf dem Land zu bleiben, haben wir aber dann doch ganz schnell verworfen. In Nürnberg waren ja auch unsere Verwandten und Freunde, außerdem gab es mehr Arbeitsmöglichkeiten für meine Mutter und für mich höhere Schulen. Noch schien der Umzug unsicher. Die Lage hatte sich zwar mittlerweile gebessert, es herrschte aber immer noch ein Mangel an Unterkünften und wir brauchten ja schließlich eine Wohnung für uns vier, für meine Eltern, die 80-jährige Großmutter und mich. Sehnsüchtig haben wir Vater an den Wochenenden erwartet. Welche Neuigkeiten brachte er mit? Eine erste Möglichkeit bot sich an, als Mitbewohner in eine Dreizimmerwohnung einzuziehen. In den roten Ziegelstein-Posthäusern an der Allersberger- und Kleestraße wurden kurzfristig zwei Zimmer frei. Die Küche durfte mitbenutzt werden. Das dritte Zimmer bewohnte die Inhaberin der Wohnung, eine alleinstehende Frau. Bei der herrschenden Wohnungsnot war

es Vorschrift, dass jeder nur eine bestimmte Quadratmeterzahl für sich beanspruchen durfte. Dieses rote Ziegelsteinensemble gegenüber der Gustav-Adolf-Gedächtniskirche war um 1920 gebaut worden. Heute haben sich in dem alten Postgebäude in der Kleestraße kleine Firmen niedergelassen.

Eine zweite Möglichkeit war, noch einige Monate zu warten, um eine Neubauwohnung zu beziehen, die noch im Bau war, ganz für uns allein. Wir entschieden uns dann doch, lieber noch einige Monate zu warten.

Die baulichen Aufgaben waren für die Stadt nicht einfach zu lösen. Architektenwettbewerbe wurden ausgeschrieben, auch die Bürger konnten ihre Ideen einbringen. Im September 1949 fand die Deutsche Bauausstellung in der Kongresshalle am Dutzendteich statt. Der Wahlspruch hieß: »Erhaltet das Alte und bauet das Neue gut.« So entstanden, neben dem Wiederaufbau des historischen Stadtkerns, die ersten neuen Wohnhäuser in grüner Umgebung, ohne Zaun und Hecken, auf dem freien Gelände neben der Kongresshalle. Zur neuen Wohnqualität gehörte nun selbstverständlich ein Badezimmer mit Toilette. Weitere Neubauten waren im Süden geplant.

Auch die Post baute Anfang 1950, nicht weit entfernt von diesen Musterhäusern, für ihre Bediensteten am Hasenbuck drei neue Wohnblöcke. Jeder Wohnblock bestand aus vier dreigeschossigen Häusern. Zwischen den Blocks gab es einen geteerten Zugang zu den jeweiligen Hauseingängen und ein breiter Grünstreifen wurde als Wäschetrockenplatz genutzt. An einen Spielplatz für die Kinder kann ich mich nicht erinnern.

Auf der rechten und linken Seite des Hauses waren die Wohnungen mit zwei Zimmern und Balkon für Familien mit Kindern. In der Mitte lag eine Einzimmerwohnung mit Wohnküche und Bad für Eheleute ohne Anhang.

Unsere neue Wohnung befand sich im Erdgeschoss eines mittleren Hauses auf der rechten Seite. Der Balkon war besonders für meine Katze Molly wichtig, von dort aus konnte sie ins Freie. Sie vermisste

bestimmt ihren großen Freilauf über Felder und Wiesen. Jetzt waren ihre Ausflugsziele auf die angrenzenden Schrebergärten beschränkt.

Im Elternschlafzimmer standen beim Einzug schon die neuen Möbel, die mein Vater im Möbelhaus Noris in der Südstadt ausgesucht hatte. Das andere Zimmer teilte ich mit meiner Großmutter. Für dieses Zimmer brachten wir die Möbel mit, sie waren auf Bezugsscheine gekauft worden. In der Wohnküche spielte sich das tägliche Leben ab. Es wurde gekocht, gegessen und auf dem neuen, mit rostrotem Stoff überzogenen Sofa Mittagsschlaf gehalten. Ein großes Fenster und die Balkontür zur Hauptstraße hin brachten viel Licht in diesen Raum.

Von da aus konnten wir auf den Grünstreifen vor dem Haus, auf den breiten Gehsteig und die Ingolstädter Straße schauen und die Passanten und spielenden Kinder beobachten. Aber auch die schlaksigen, kaugummikauenden weiß- oder dunkelhäutigen amerikanischen Soldaten, wenn sie »deutsche Fräuleins« am oberen Hasenbuck besuchten. Oft hatten sie Papiertüten unter ihre Arme geklemmt, Gastgeschenke für ihre Mädchen. Bestimmt richtiger Bohnenkaffee, Zigaretten, Schokolade. In ihrem amerikanischen Einkaufsparadies gab es natürlich alles. Waren, von denen wir nur träumen konnten, denn in dieser Zeit legte man jeden Pfennig auf die hohe Kante, um größere Anschaffungen machen zu können.

Deutsche Läden präsentierten mittlerweile auch schon ihr vielfältiges Angebot in den Auslagen. Gut einkaufen konnte man in der Südstadt. In der Allersberger Straße reihte sich Fachgeschäft an Fachgeschäft. Man bekam dort alles, was man brauchte, sogar ein Pferdemetzger war vor Ort. Jeder kannte in dieser Prachtstraße das Hans-Sachs-Kino. Die Heimatfilme, die nach dem Krieg gedreht wurden, zeigten eine heile Welt. Fernsehen gab es noch nicht. So waren diese Filme eine Möglichkeit, um für kurze Zeit dem Alltag zu entfliehen. Auch die niedliche Heidi und ihr Freund, der Geißpeter, entführten mich damals in die schönen, gewaltigen Schweizer Berge und ließen mich an ihren munteren Erlebnissen teilhaben.

Die Lebensmittelmarken waren im Frühjahr 1950 endgültig abgeschafft worden. Die Bessersituierten konnten kaufen, was ihnen ge-

fiel, während die breite Masse einen Kampf mit niedrigen Löhnen und steigenden Preisen führte.

Der »Konsum« in unserer Nachbarschaft versorgte uns mit den nötigsten Lebensmitteln. In dem separaten Milchladen gab es nur Milchprodukte. Die Verkäuferin schöpfte mit einer Messkelle die gewünschte Milchmenge aus dem großen Bottich in die mitgebrachte Milchkanne. Heutzutage wäre das schon allein wegen der hygienischen Vorschriften nicht möglich. Beim Kauf eines Würfels »Rama«-Margarine – Butter war zu teuer –, freute ich mich immer über ein buntes Sammelbild aus der Serie »Tiere der Welt«.

Ein Zeichen beginnender Normalität war auch die Wiedereröffnung des Christkindlesmarktes 1948. Ich erinnere mich noch gut an jenen Dezembertag im Jahr 1950, als ich zum ersten Mal mit meinen Eltern den weltberühmten Markt besuchte. Wir standen auf der Museumsbrücke. Näher an die Tribüne schafften wir es bei dem dichten Gedränge nicht mehr, aber wir hatten freie Sicht zum Hauptmarkt und auf die Frauenkirche, die Häuser waren noch nicht wieder aufgebaut. Sofie Keeser, die bekannte Nürnberger Schauspielerin, eröffnete viele Jahre lang den Christkindlesmarkt.

Ungefähr fünf Gehminuten von der Wohnung entfernt, ebenfalls am Hasenbuck, hatte Vater bereits im Frühjahr 1950 einen Garten ergattert. Der Vorbesitzer konnte die Fläche aus Altersgründen nicht mehr bearbeiten. Voraussetzung war aber die Mitgliedschaft im Kaninchenzuchtverein. Mein Vater war schon seit seiner Kindheit ein großer Tauben- und Vogelfreund. Nun hatten wir Tauben und Hühner und auch einen Stall mit weißen Angorakaninchen. Diese Tiere mussten immer gut gebürstet werden, ihre Wolle durfte nicht verfilzen. Zweimal im Jahr konnte ich die Schur des zarten weichen Wollkleids der Hasen beobachten. Der Verkauf der Wolle brachte dann ein paar Mark ein, die wir gut brauchen konnten.

Schon am Gartentor empfingen uns die duftenden Rosen, die über einen Rosenbogen kletterten. Ich erinnere mich noch an die vielen Sträucher mit Stachel- und Johannisbeeren und vor allem an den Pfirsichbaum mit seinen wohlschmeckenden Früchten und auch an

das frische Gemüse. Der Vorbesitzer hatte mit dieser reichen Ernte die schlimmen Hungerjahre bestimmt gut überstanden.

Im Sommer verbrachten wir die Sonntage meist in diesem Garten. Manchmal aber machten wir einen Spaziergang zum naheliegenden Dutzendteich, dem Vergnügungsort vieler Nürnberger schon in der Vorkriegszeit. Im schattigen Biergarten des Park Cafés »Wanner« lauschten die Gäste der Musik. In der Konzertmuschel, die heute nach dem großen Umbau noch an diese Zeit erinnert, spielte eine Kapelle die neuesten Schlager und altbekannte Musikstücke.

Heute ist man am Sonntag oft in Freizeitkleidung unterwegs. Damals war die Sonntagskleidung Pflicht. Vater trug einen Anzug, Mutter ein buntes Sommerkleid und einen breitrandigen Hut und ich hatte mein »Sonntagskleid« an. Vater gönnte sich ein Bier, Mutter und ich tranken eine Limonade und manchmal durfte ich noch für 10 Pfennig ein »Jopa«-Eis am Stiel schleckern.

Neben unseren Häuserblocks, durch eine Straße getrennt, befinden sich auch heute noch ein großes freies Areal sowie die Kaserne, in der während der Zeit des Nationalsozialismus die SS untergebracht war. Nach dem Krieg waren dort bis zu ihrem vollständigen Abzug 1992 die amerikanischen Soldaten stationiert. Heute ist in der »SS-Kaserne«, wie sie im Volksmund immer noch heißt, das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge untergebracht. Auf einem anderen Teilstück steht ein riesiges Möbelhaus. Die Schrebergärten in unmittelbarer Nähe und die freien Flächen am Hasenbuck, im Winter wunderbare Rodelbahnen, sind mit der Zeit nach und nach verschwunden, sie mussten dem dringend notwendigen Wohnungsbau weichen.

Im neuen Stadtteil Langwasser entstanden gemäß dem Marshallplan ab den 1950er-Jahren weitere Wohnungen in der Werkvolk- und ECA-Siedlung, in die vor allem die Flüchtlinge aus ihren Baracken umziehen konnten. Die ersten Eigenheimsiedlungen wie die Ketteler- und Neulandsiedlung waren im Bau. Tante und Onkel, die am Nordostbahnhof wohnten, bezogen nun auch ihr neues Eigenheim in der Kettelersiedlung. Später ging auch unser Traum vom eigenen Haus mit Garten in Erfüllung. Die Eltern wollten sich diesen Traum schon 1941 im Stadtteil Zabo erfüllen. Aber der Krieg zerstörte diesen Plan.

Nach den Weihnachtsfeiertagen hieß es wieder Umzugskisten packen, denn zum 1. Februar 1953 gaben wir unsere Neubauwohnung und den schönen Garten am Hasenbuck auf und siedelten mit Oma, Katze, dem Federvieh und den weißen Angorakaninchen in die Harnischschlag-Siedlung im neuen Stadtteil Langwasser um, in ein eigenes Häuschen mit Garten.

Anfang des 20. Jahrhunderts war das Gebiet südöstlich von Nürnberg dicht bewaldet und gehörte zum sogenannten Lorenzer Reichswald. Nach Waldbränden wurde es gerodet und zeitweilig landwirtschaftlich genutzt. Zur Zeit der Reichsparteitage der NSDAP bot sich dieses ungenutzte Gelände für die Massenzeltlager und Baracken der Teilnehmer an. Deren An- und Abtransport sollte über den eigens angelegten, aber letztendlich nie fertiggestellten Bahnhof Märzfeld erfolgen. Als keine Parteitage mehr stattfanden, wurden die Lagereinrichtungen zur Unterbringung von Kriegsgefangenen genutzt. Nach Kriegsende fanden dann dort Flüchtlinge und Vertriebene eine Bleibe, bis genügend neuer Wohnraum geschaffen war. Auf diesem Areal, das heute nach dem gleichnamigen Bach Langwasser genannt wird, war nämlich eine Trabantenstadt geplant.

Schon im Frühjahr 1950 entstanden entlang der schmalen und wenig befahrenen Zollhausstraße 40 Siedlungshäuser. Es waren Doppelhaushälften auf 500 Quadratmeter Grund mit Strom-, Gas- und Wasseranschluss, jedoch ohne Kanal. Zu Beginn der Bauarbeiten machte das Gelände einen trostlosen Eindruck. Es lag weit außerhalb des Nürnberger Stadtgebiets. Die nächsten Häuser waren die der Gartenstadt – die Kettlersiedlung war auch erst im Entstehen – und der Rangierbahnhofsiedlung an der Bauernfeindstraße, die Endstation der Straßenbahnlinie 1.

Am Harnischschlag standen vier Einfamilienhäuser und südlich dieser neuen geplanten Siedlung ein Barackenlager. Es waren Holzbaracken, in denen Flüchtlinge untergebracht waren und zur Versorgung ein »Konsum«-Lebensmittelladen mit getrenntem Milch- und Metzgerladen. Die Bewohner waren froh, diesen »Konsum« zu haben – die einzige Einkaufsmöglichkeit weit und breit.

Vor Beginn der Bauarbeiten waren schon die Auflagen für die

Bewerber zum Ankauf eines Häuschens festgelegt worden. Sie mussten einige Bedingungen erfüllen: Einen Arbeitsplatz in Nürnberg haben, Flüchtling oder vollständig ausgebombt sein und einen Baukostenzuschuss aufbringen. Zumal die letzte Bedingung war so kurz nach der Währungsreform und bei einem oft geringen Einkommen sehr schwer zu erfüllen. Wer sich nicht zusätzlich Geld beschaffen konnte, hatte keine Chancen. Die Häuser wurden dann per Los zugeteilt, wobei es aber danach noch möglich war, mit anderen zu tauschen, damit gute Freunde Nachbarn werden konnten.

Im September 1950 waren die Häuser fertiggestellt und konnten bezogen werden. Der Grund rings um die Häuser war durch die Bauarbeiten stark verwüstet worden, weil der Bausand und der Aushub liegen geblieben waren. Es blieb nun den Siedlern überlassen, aus dieser »Wüste« schöne Gärten zu machen. Den Schuppen erstellte jeder in Eigenbau nach vorgegebenen Plänen. Er sollte zum Unterstellen der Gartengeräte und als Stall für Kleintiere dienen. Die Siedler hatten von der Stadt die Auflage, Kleintiere zu halten und das Land als Nutzgarten zu bestellen. Mit dieser Eigenversorgung hoffte man, die schlechte Lebensmittellage zu verbessern. An ein eigenes Auto und eine Garage dachte damals noch keiner. Aufgrund der großen Wohnungsnot bestimmte die Stadt, dass jeder Hausbesitzer Mieter aufnehmen musste.

Die auf die Siedler zukommenden Aufgaben waren enorm. Viele konnten nur gemeinsam gelöst werden und so schloss man sich zu einer Gruppe zusammen und gründeten die »Siedlervereinigung am Harnischschlag«, die an den »Bayerischen Siedlerbund« angeschlossen wurde.

Ein Kanalanschluss war nicht vorgesehen. Dafür gab es eine Abwassergrube. Dieser Zustand war nicht akzeptabel und die Siedler bemühten sich, von der Stadt einen Abwasserkanal genehmigt zu bekommen. Aus Geldmangel wurde dies aber immer wieder abgelehnt, bis man 1953 doch bereit war, einen neuen Abwasserkanal zu verlegen und im Anschluss daran auch die Straßen zu befestigen. Es kamen wieder einige Kosten auf die Siedler zu.

Ein junger Kollege meines Vaters bewohnte in den 50er-Jahren mit seiner Frau und zwei Kindern eine dieser Doppelhaushälften. Den

Baukostenzuschuss hatte er als Darlehen von seinem Arbeitgeber, der Post erhalten. Aber die monatliche Rückzahlung dieser Hypothek und die jetzt neu anfallenden Kosten für die Verbesserung der Infrastruktur konnte er als Alleinverdiener nicht mehr aufbringen. Er musste sich von seinem Häuschen verabschieden. Meine Eltern interessierten sich schon länger für ein Eigenheim und so gab es die ersten Verhandlungen.

Ich erinnere mich an den kalten Dezembersonntag, als wir uns nach dem Mittagessen auf den Weg machten, um das Haus zu besichtigen, das wahrscheinlich unser neues Zuhause werden sollte. An der Bauernfeindstraße war die Endhaltestelle der Straßenbahn. Weiter ging es mit dem Bus, der die Verbindung mit den neuen Siedlungen herstellte. Eine Zeitlang ging die Fahrt durch eine verschneite, öde Gegend, bis die ersten Häuser zwischen spärlichen Föhren zu sehen waren. Unser Ziel war erreicht. Der Bus fuhr danach noch einige weitere Haltestellen an, denn mittlerweile waren schon die ECA-Siedlung und die Werkvolksiedlung im Entstehen. Weiter südlich befand sich das berüchtigte Valka-Lager, Unterschlupf für Flüchtlinge und Entwurzelte des Kriegs. Auf engstem Raum und unter primitivsten Bedingungen lebten dort Tausende. 1960 wurde es endlich aufgelöst und die Holzbaracken abgerissen, um Neubauten Platz zu machen.

Neugierig haben wir die Häuser entlang des Wegs betrachtet, bis wir vor dem »Unseren« standen. Die Räume waren klein, aber man war zufrieden damit – das Leben war halt damals bescheidener. Wir lernten auch das alte Ehepaar kennen, das im oberen Stockwerk wohnte. Im Garten waren einige Obstbäume gepflanzt. Die Erde bedeckte eine dünne Schneedecke.

Nachdem man sich einig und das Finanzielle geregelt war, wurde der Umzug zum 1. Februar 1953 geplant. Wir hatten die Postwohnung am Hasenbuck und nachdem der Verkäufer auch ein »Posterer« war, konnten wir die Wohnungen tauschen. Und somit war beiden Familien geholfen.

Im Garten erwartete uns viel Arbeit, die aber auch Spaß bereitete. Auf dem Sandboden war der Gemüseanbau wenig ertragreich. Wir mussten Humus anfahren lassen und verteilen. Zum Verbessern der

Erde war der Stallmist unseres Federviehs von Nutzen. Im Vorgarten und an der Terrasse pflanzten wir Beetrosen und Rosenbäumchen und bald hatten wir einen passablen Garten. Mein Vater, der große Vogelliebhaber, frönte seinem Hobby und baute für Fasane und Wellensittiche eine Voliere nach der anderen dazu.

In den Anfangsjahren wohnten in der Siedlung viele schulpflichtige Kinder. Die nächste Schule war damals in der Bauernfeindstraße und nur mit dem Bus zu erreichen. Jahre später wurde dann die Adalbert-Stifter-Schule gebaut.

Es gab auch ein reges Vereinsleben in der Siedlung mit Weihnachtsfeiern, Faschingsfesten, Ausflügen und Gartenberatungen. Später schief dieses Vereinsleben ein.

Inzwischen hatten die Siedler ihre Hypotheken zurückgezahlt, die Verpflichtung zur Wohnraumbewirtschaftung war aufgehoben worden. Wo zuvor fünf und mehr Leute im Haus gewohnt hatten, lebten jetzt oft nur noch ein bis zwei Personen. Die Zimmer waren vergrößert worden, mancher Anbau kam dazu. Jeder hatte nun ein Auto und aus den Schuppen wurden Garagen. Auf der schmalen Straße, die für den Autoverkehr bedingt geeignet war, gab es jetzt oft Parkprobleme. Auch die Pflicht zur Kleintierhaltung und zum Nutzgarten hatte sich stillschweigend verabschiedet.

Die Baracken hinter unseren Häusern wurden um 1970 abgerissen, die Flüchtlinge hatten mittlerweile in den neuen Häusern Wohnungen erhalten. Die Grundidee für eine neue Stadt im Grünen war die Erschließung von Wohngebieten durch Stichstraßen, die Anlage eines sich durchziehenden Grüngürtels und die Versorgung der Bevölkerung durch Einkaufszentren. Es entstanden Hochhäuser und dazwischen Einfamilienhäuser.

1969 wurde das Franken-Center Nürnberg als eines der ersten vollständig überdachten Einkaufszentren Deutschlands eröffnet. Als zentrale Einrichtung wurde das Gemeinschaftshaus mit einem vielfältigen Angebot von Aktivitäten geschaffen. Der Aufbau dieses neuen Stadtteils war in den Grundzügen erst Ende der 1990er-Jahre abgeschlossen.

SIGLINDE ASTER, 1941 in Nürnberg geboren, lebt in Nürnberg. Die ehemalige Bankangestellte schreibt heute an einer Familienchronik und betreibt professionelle Familienforschung. Sie war 2002 Gründungsmitglied des Autorenkreises »Blaue Feder« und hat an der Anthologie »Nie wieder Krieg! Die Schicksalsjahre 1933 bis 1949«, herausgegeben von Ingeborg Höverkamp (München 2007) mitgearbeitet.

QUELLEN:

Stadtarchiv Nürnberg (Hg.): Wiederaufbau in Nürnberg, Ausstellungskatalog, Band 19, Nürnberg 2009.

<http://de.wikipedia.org/wiki/Langwasser> [aufgerufen am 10.10.2011].



Nürnberg, Hans-Sachs-Platz. Das damals »Sebalder Steppe« genannte Areal war nach dem Räumen der Trümmer entstanden und ist heute wieder lückenlos bebaut.

Günther Baum

Der Plärrer im Wandel oder: Erinnerungen machen auch vor dem Plärrer nicht halt

Die einheimischen Badegäste an der Donau, wo ich nach der Flucht aus der damaligen DDR ein Jahr lang lebte, riefen sich zu: »Packt die Uhren weg, die Flüchtlinge kommen!« Sie riefen es laut, denn wir sollten es hören. 1959 war es keine Auszeichnung, Flüchtling aus der DDR zu sein. Aber bei mir war es ja noch schlimmer, denn ich kam aus Görlitz, dem »Tal der Unwissenden«. Im toten Winkel gelegen, konnten hier die Leute nämlich nicht, wie in vielen anderen Städten der ehemaligen DDR, Westsender empfangen.

Nach Theaterverbot und einem Abstecher zur Puppenbühne war ich Filmvorführer bei einem Landspieltrupp des volkseigenen Kreislichtspielbetriebs gewesen. Ich sah einen vollen Saal vor mir, in dem nach jeder Filmvorführung getanzt wurde, getanzt bei verbotener Westmusik. Zum Beispiel: »Sugar Baby!« Peter Kraus habe ich somit im »Tal der Unwissenden« bekannt gemacht.

Ein Ruck ging durch meinen Körper und ich fiel aufs Lenkrad. »Kann es sein«, brüllte mein Fahrlehrer, »kann es sein, verdammt noch mal, dass Sie träumen? Worüber Sie da gerade fahren, ist der Plärrer! Wenn ich sage links, dann können Sie doch nicht weiter geradeaus fahren!«

Wie eine riesige Spinne wirkte dieser Verkehrsknotenpunkt auf mich, vor den Mauern der Stadt Nürnberg, auf der ich mir das Träumen erlaubt hatte. Drüber musste ich allerdings immer, denn meine Fahrschule lag direkt am Plärrer. Eines Tages, es muss kurz vor meiner Prüfung gewesen sein, stand ein völlig zertrümmertes Auto auf einem Podest – mitten auf dem Plärrer. Es war als Abschreckung gegen Raserei gedacht gewesen. Schlimme Bilder aber werden verdrängt und schnell vergessen.

Nicht verdrängen konnte ich in den ersten Jahren nach der Flucht meine Träume, in denen immer wieder der volle Tanzsaal in Friedersdorf erschien. Den jungen Ordnern, die nach der Vorführung den Saal abschlossen, lieferte ich die verbotene westliche Musik. So war ich der einzige Filmvorführer, der auch bei politischen Filmen den Saal voll bekam.

Schließlich hatte ich den Führerschein, aber noch kein Auto. Öffentliche Verkehrsmittel brachten mich zum Einkaufen wieder über die Drehscheibe Plärrer in die Stadt. Eines Tages, das Jahr ist mir entfallen, schob mich eine Menschenmenge vom Plärrer weg zu einer Rauchwolke, die auf halber Strecke zum Opernhaus zu sehen war.

Das Ringkaufhaus brannte!

Ich sah, wie Feuerwehr und Rettungsmannschaften Schwierigkeiten hatten, an der Oberleitung der Straßenbahn vorbeizukommen. Und ich sah, wie Menschen in den Tod sprangen und kam mir als Gaffer ziemlich schäbig vor. Alles geschah in Sichtweite des Plärrers.

Als mir Freunde einen ausgeschnittenen Zeitungsartikel aus der DDR schickten, der sich mit meiner Aburteilung in meiner Abwesenheit befasste, da sah ich sie wieder, die zwei Männer im »Lederol«-Mantel, die erst ständig meine Wohnung beobachteten und später auch vor dem Tanzsaal standen.

Hausdurchsuchung. Untersuchungshaft. Ich wäre aufrührerisch und würde mit imperialistischem Liedgut brave Bürger der DDR verseuchen.

Aber dabei blieb es nicht. Für mich war in jedem Fall ein Zimmer in Bautzen reserviert. Und wäre die Flucht misslungen, für sehr lange.

Jetzt stand ich am Plärrer, in Nürnberg, und schaute dem amei-sengeschäftigen Treiben zu. Erinnerungen und Träume verfolgten mich noch lange.

Mein Rückzug ins Nürnberger Randgebiet ließ die Stadt und den Plärrer für mich selten werden. Fuhr ich mit der Bahn, brauchte ich mich nur am ersten und einzigen Hochhaus orientieren, um zu wissen, wo sich der Plärrer befand.



Das Plärrer-Hochhaus in den 1950er-Jahren.

Aber Zeit vergeht nicht nur, sie verändert auch vieles. Es begann damit, dass meine ersten Bücher erschienen und ich Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller wurde. Ob nun zu Sitzungen oder Lesungen, die Wege führten mich wieder über den Plärrer. Dabei stellte ich fest, dass die meisten Einkaufsstäten, die hier früher auf die Straßenbahn gewartet hatten, heute im Kofferraum vieler Autos verschwunden sind, und dass größere Ungeduld zu beobachten ist. Zögerliches Fahren oder ein abrupter Fahrbahnwechsel werden angehupt. Weil ich hier zum Autofahrer wurde, verbindet mich eine ganz persönliche Liebe mit diesem Knotenpunkt. Richtig verändert hat sich der Plärrer eigentlich nicht. Es sind die Menschen, die sich heute hektischer bewegen, die anders reagieren.

Plärrer heißt ja eigentlich *freier Platz* und das ist er und wird es bleiben, neben einer zauberhaften Altstadt. Möglich, dass es auch der einzige Knotenpunkt ist, nach dem eine Zeitung benannt ist.

GÜNTER BAUM, Schriftsteller, Mitglied im »Verband deutscher Schriftsteller« (VS in verdi). Organisator der Lesereihe »Schwabach liest«, zusammen mit Barbara Lorenz.